

Liebe Gemeinde, liebe Universitätsgemeinde,

ich möchte die nächsten wenigen Minuten nutzen, um mit Ihnen meine Gedanken zu teilen, die mir bei der Einladung des Rektorats, heute und hier eine kurze Rede zu halten, gekommen sind. Sie betreffen insbesondere die Fragen: Was bedeutet mir das Wort "Trauer" im Zusammenhang mit diesem Volkstrauertag? Und: Welche Verbindungen dieses Gedenktags mit der Gegenwart und mit Blick auf die Gestaltung der Zukunft sind mir wichtig?

Das Folgende spreche ich absolut nicht mit erhobenem Zeigefinger. Alleine wenn Sie meine Worte als Anlass nehmen würden, sich selbst ein Urteil über die Bedeutung dieses Gedenktages zu bilden, so würde mich das freuen.

Zuvor gebührt es jedoch sich kurz an die Geschichte des Volkstrauertags zu erinnern. Es sind schon rund 100 Jahre her, als er 1920 als Gedenktag an die Toten des ersten Weltkriegs und deren Hinterbliebenen eingeführt worden ist. Seitdem ist die Verständigung und Versöhnung der Völker Europas fester thematischer Bestandteil jeder Festrede.

Das war nicht immer so. So lernte ich aus dem Archiv unserer Universität, dass diese Universität noch ein Jahr zuvor, also im Jahre 1919, in dieser Peterskirche eine akademische Feier für ihre im ersten Weltkrieg gefallenen Angehörigen veranstaltete, noch mit merkwürdigem Tenor der Festreden und theatralischer musikalischer Umrahmung durch den Trauermarsch aus Wagners "Götterdämmerung". Und die Perversion des Leitgedankens des Volkstrauertags zum Heldengedenktag während der Nazizeit ist bekannt.

Mit zunehmendem zeitlichen Abstand von den beiden Weltkriegen wurde der Volkstrauertag jedoch mehr und mehr zu einem Tag der Mahnung zu Versöhnung, Verständigung und Frieden. So auch dieses Jahr in der zentralen Gedenkstunde heute Mittag im Bundestag, die der Grundlage für die Fähigkeit zur Versöhnung, Verständigung und Frieden zwischen den Völkern gewidmet ist: die wahrhaftige Erinnerung an den Angriffs- und Vernichtungskrieg in Ost- und Südeuropa, der vor 80 Jahren mit der Besetzung von Jugoslawien und Griechenland sowie dem Überfall auf die Sowjetunion begann. Denn wie sagte einst treffend ein Ex-Bundespräsident: "Das Geheimnis der Versöhnung ist die Erinnerung".

Die jährliche Wiederholung dieses Leitthemas vor dem Hintergrund dieses zentralen Aspektes deutscher Geschichte birgt aber auch die Gefahr, den Volkstrauertag als reines Ritual anzusehen, das einen persönlich wenig berührt, insbesondere wenn man, wie die zunehmende Mehrheit unter uns, keinerlei persönliche Erfahrungen mit Kriegszeiten hat.

Was bedeutet deshalb mir auch das Wort "Trauer" im Kontext des heutigen Gedenktages?

Zunächst einmal die Tatsache, dass Trauer außerhalb solcher Gedenktage uns in der Regel unangenehm ist und wenig Platz im öffentlichen und täglichen Leben findet. Dabei bedeutet Trauer jedoch vor allem emotionale Anteilnahme am Mitmenschen und das Bestreben, die Wahrnehmung der Realität nicht zu verdrängen oder gar zu verleugnen. Und Anteilnahme ist nicht nur angebracht mit den Opfern beider Weltkriege, sondern auch mit Opfern in den Zeiten davor und danach, und insbesondere auch in der Gegenwart: Sei es mit den Opfern der Coronavirus-Pandemie, den Flutopfern des Ahrtals, den Opfern von Anschlägen weltweit durch ideologisch verblendete Extremisten jeglicher Couleur, den Opfern von Kriegen rund um den Erdball und von Vertreibungen aus angestammten Gebieten.

Aber auch mit Blick auf unser unmittelbares Umfeld lohnt es sich über das Wort "Trauer" nachzudenken, als Synonym für die Erinnerung an vergangenes Unrecht, um uns den Blick auf die Gegenwart zu öffnen für eine bessere Gestaltung der Zukunft. Lassen Sie mich dazu noch einmal kurz aus dem Archiv unserer Universität über zwei Begebenheiten in Heidelberg aus der Nazizeit zitieren:

Der nationalsozialistischen Vertreibungspolitik sind an der Naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät insgesamt sechs Dozenten und eine Dozentin zum Opfer gefallen. Die Biologin Gertrud von Ubisch, 1911 in Berlin promoviert, arbeitete seit 1921 am Lehrstuhl für Botanik und habilitierte sich 1923 für dieses Fach. Sechs Jahre später wurde sie zur Professorin ernannt. Im September 1933 endete ihr Assistentenverhältnis endgültig, und sie wechselte zunächst nach Utrecht, dann auf eine Assistentenstelle in Sao Paulo. Die Belassung des Professorintitels hatte man ihr ausdrücklich zugesagt. Da sie aber - Zitat - »keinerlei Aussichten nach Heidelberg zurückzukehren« habe, betrachtete der damalige Dekan die »Weiterführung ihres Namens im Vorlesungsverzeichnis« als »nicht mehr gerechtfertigt«. Zu diesem

Zeitpunkt war Gertrud von Ubisch die Lehrbefugnis aber bereits entzogen worden.

Der Mathematiker Artur Rosenthal wurde als »Nichtarier« im August 1935 auf eigenen Antrag zum Jahresende von seinen Amtspflichten entbunden. Er war als Frontkämpfer 1933 noch nicht entlassen worden, hatte aber bereits am 18. April sein Dekanat »mit Rücksicht auf die politische Lage« niedergelegt. Seit Mai 1935 störten und boykottierten die Studierenden seine Veranstaltungen und richteten Parallelseminare ein.

Und wiederum mag man fragen: Was hat die Erinnerung und Anteilnahme an solchem Unrecht mit uns und heute zu tun? Ich möchte dazu abschliessend kurz von den Auswirkungen eines aktuellen Trends an vielen Universitäten in den USA berichten, der wie andere Trends zuvor, positive wie negative, auch Europa und Deutschland beeinflusst:

Immer mehr amerikanische Intellektuelle beklagen eine Aushöhlung der akademischen Freiheit an den Universitäten, die sich unter anderem in Mobbing, Entzug der Lehrerlaubnis und Boykottierung durch Studierende manifestiert. Eine Gruppe liberaler Professoren hat nun angekündigt, eine eigene Universität zu gründen. Mit Bezug auf ihre bisherigen Arbeitgeber erläutern die Gründer ihre Motivation: „Wenn diese Institutionen nicht offen und pluralistisch sind, wenn sie die Rede unterdrücken und diejenigen mit unpopulären Standpunkten ausgrenzen, wenn sie Wissenschaftler dazu bringen, ganze Themen aus Angst zu vermeiden, wenn sie emotionalen Komfort über das oft unbequeme Streben nach Wahrheit stellen, wer wird dann noch übrig sein, um den Diskurs zu modellieren, der notwendig ist, um die Freiheit in einer selbstverwalteten Gesellschaft zu erhalten?“

Ich betone ausdrücklich, dass ich diesen Trend nicht gleichsetze mit dem, was in der Nazizeit an den Universitäten, auch in Heidelberg, passierte. Aber eine Konsequenz aus dieser Erinnerung möchte ich doch ziehen: Wehret den Anfängen solchen Unrechts!

In diesem Sinne verweise ich auf den Kranz, mit dem die Universität Heidelberg alle Opfer von Krieg, Vertreibung und Ungerechtigkeit ehrt. Er möge uns auch ermahnen durch diese Erinnerung motiviert einen wachen Blick auf die Gegenwart zu haben und für eine bessere Zukunft demokratisch zu streiten.

